

Pralinen und saure Gurken

A photograph of a diver in a dark wetsuit swimming underwater. The diver is holding a long wooden staff or pole. The background is a hazy, blue-green underwater environment with some bubbles visible.

Duri Rungger
Schwerelose Memoiren

Duri Rungger

PRALINEN UND SAURE
GURKEN

Schwerelose memoiren

Dieses ebook wurde erstellt bei

neobooks.com

Inhaltsverzeichnis

[Titel](#)

[Kinderjahre](#)

[Doppelleben](#)

[Mittelschule](#)

[Kulturleben](#)

[Ferien](#)

[Militärdienst](#)

[Uni Zürich](#)

[Studentenreisen](#)

[Ägypten](#)

[Mexiko](#)

[Bella Napoli](#)

[Tauchen](#)

[Doktorat](#)

[Genf](#)

[Forschung](#)

[Fälschungen](#)

[Safari](#)

[Nigeria und Gabun](#)

[Zaire](#)

[Kongo Brazzaville](#)

[USA Mexico](#)

[Malaria](#)

[Geheimdienst](#)

[Pensionierung](#)

[Begleitwort](#)

[Autor](#)

[Impressum neobooks](#)

Kinderjahre



Nina Theus und Hans Rungger nach der Verlobung

«Ein Bube? Wie schade!» Mit dieser Bemerkung nahm mein Papa die Nachricht meiner Geburt auf, mit der ihn Tante Lena aus dem Schlaf gerissen hatte. Ich war Punkt Mitternacht in Chur zur Welt gekommen. Es war damals nicht üblich, dass die Väter der Geburt beiwohnten und das Pflegepersonal im Krankenhaus aus der Ruhe brachten. Ich habe nie zu spüren bekommen, dass Papa lieber ein Mädchen gehabt hätte.

Meine frühesten Erinnerungen stammen aus der Zeit, als wir noch in Domat Ems wohnten und ich somit kaum zwei Jahre zählte. Ich sass als fetter Brocken auf einer Decke im Hinterhof des Hauses. Mama hängte die Wäsche zum Trocknen auf. Plötzlich stand nahe vor mir eine Ziege und schaute mir ins Gesicht. Ich sehe noch heute die hellen Augen mit den waagrechten Pupillen, die mich musterten.

Etwa zur gleichen Zeit wurde im stockkatholischen Dorf Fronleichnam gefeiert. Die Strassen, durch welche die

Prozession zog, waren mit Heu bestreut. Die Cumpania da Mats paradierte in ihren alten französischen Uniformen und schoss vor und manchmal auch in der Kirche Salven in die Luft. Als Reformierter war Papa zu Hause geblieben und hütete den Sonntagsbraten und mich. Ich lag bäuchlings auf dem Fensterbrett der Küche, Papa über mich gebeugt, und wir bewunderten den Umzug mit Musik, Fahnen, Weihrauch und Weihwasser. Plötzlich stieg schwarzer Rauch über uns ins Freie. Der Braten war verkohlt.



Corsin und ich

Kurz darauf übernahm Papa eine Stelle als Forstingenieur beim Kanton, und wir zogen nach Chur an den Fridauweg. Wir spielten im Nachbargarten Verstecken und Fussball, oder sahen dem Betrieb im Rangierbahnhof zu. Ausser häufigen Halsschmerzen war ich gesund, nur die wilden Blattern und der Mumps blieben mir nicht erspart. An einem Nikolausabend musste Mama zu einer Probe des Domchors, Papa war beim Männerchor und mein älterer Bruder wohl bei den Wölfen, jedenfalls war ich allein zu Hause und lag im Bett. Da öffnete sich die Tür, und ein

Weihnachtsmann brachte mir Lebkuchen, Nüsse und Schokolade und plauderte mit verdächtig hoher Stimme mit mir. Als die Eltern heimkamen, erzählte ich ihnen aufgeregt, ich hätte Besuch von einem Damen-Nikolaus erhalten.

Ich kam mitten im Zweiten Weltkrieg zur Welt, bekam aber nur wenig davon mit. Wir Buben beobachteten die wenigen Flugzeuge, die Chur überflogen und versuchten herauszufinden, ob es eine deutsche, amerikanische oder Schweizer Maschine war. Corsin erklärte mir, woran man sie erkennen konnte. Einmal sahen wir einen amerikanischen Bomber, der von einem Schweizer Abfangjäger verfolgt wurde, und hörten die Schüsse und den Aufprall, als der Eindringling über dem Dreibündenstein abgeschossen wurde. Wir hofften, dass die fremden Piloten die auf Dächern aufgemalten Schweizerkreuze bemerken und respektieren würden. Ich fragte Papa besorgt, weshalb auf unserem Dach keines aufgemalt war. Er beruhigte mich, es genüge, wenn auf einigen Häusern dieser Hinweis stehe. In Schaffhausen hat es nichts genützt. Bei Fliegeralarm mussten wir in den Keller, bis Entwarnung gegeben wurde. Das war langweilig. Im Gegensatz zu Mama hatte ich keine Angst, wohl weil ich mir nicht vorstellen konnte, was ein Bombardement bedeutete. Zufällig fand ich heraus, dass ich das Heulen der Sirenen täuschend echt nachahmen konnte, wenn ich den Hebel unserer WC-Spülung sachte auf und ab bewegte.

Mama fiel prompt darauf herein und schrie: «Duri, wir müssen in den Keller!»

Zum Einschlafen löschte Papa manchmal das Licht und sagte, er würde es in 15 Minuten wieder anzünden, wenn der Zug aus dem Gotthard Tunnel ausfahre. So lange dauerte damals die Fahrt von Göschenen nach Airolo. Ich habe das Ende des Tunnels wohl nur ein oder zweimal wach erlebt. Einmal hat mich Papa aus dem Bett geholt, auf den Estrich getragen und zur Dachluke hochgehoben. «Schau da den Christbaum!» Der Himmel weit im Norden war mit hellen, an Fallschirmen hängenden Lichtern übersät. Wir hörten dumpfe Explosionen. Papa erklärte mir, dass die Alliierten Friedrichshafen bombardierten. Ich verstand nicht, was dies bedeutete, fragte mich aber, was Christbäume mit Bomben zu tun hätten. Ich verstand auch nicht, weshalb man trotz der Lebensmittelmarken den Einkauf bezahlen musste.

Einmal stolperte ich vor dem Haus und schlug mit dem Kopf auf dem Kiesweg auf. Ich ging zu Mama, um den Schaden begutachten zu lassen. Sie war gerade am Telefon, und ich stand wartend vor sie hin. Während ihres Gesprächs musterte sie mich, entdeckte einen grauen Fleck an meiner Schläfe und strich mit dem Finger leicht darüber. Der Fleck war ein Kieselstein, der in meiner Schläfe steckte und als er weggewischt wurde, schoss Blut heraus. Mama beendete das Telefon hastig und rief den Onkel Doktor an, der beruhigend bemerkte, es reiche, die

Wunde zu desinfizieren und trocknen zu lassen. Das erste Loch in meinem Kopf hat keinen Schaden hinterlassen.

Nach dem Krieg verbrachten viele amerikanische Soldaten Urlaub in den Bündner Bergen. In dieser Zeit beteiligte sich Papa an der Organisation von Ferien für Kinder aus Kriegsgebieten, empfing gelegentlich Züge und nahm mich jeweils zum Bahnhof mit. Wenn gleichzeitig ein Zug mit Amis eintraf, rannte ich zu ihnen und produzierte mit durchschlagendem Erfolg den englischen Satz, den mir Papa beigebracht hatte: «Please, a little chewing gum.»

Trotz des Kriegs verlebte ich eine glückliche Kindheit. Mama war wie viele Romontschs emotional, liebevoll, spontan und manchmal auch ängstlich, was uns betraf. Papa hingegen war ein in Bern aufgewachsener Valser, bedächtig und gutmütig. Wenn Mama uns etwas verbieten wollte, von dem sie annahm, es sei zu gefährlich, sagte er, das müssten wir auch lernen.

Als ich sechs war, zogen wir in die Lauda, ein Wohnhaus am Waldrand hoch über der Stadt. Unsere Fenster im vierten Stock lagen auf gleicher Höhe wie die Kugel des Turms der Martinskirche. Die Aussicht über die Altstadt und in die umliegenden Berge war eindrucklich, vom nahen Pizokel zur Signina Gruppe, in die fernen Berge des Oberlands, auf der anderen Talseite die Brigelser Hörner und wieder nahe der Stadt, der mächtige Calanda. Das Haus lag am Waldrand, und ich verbrachte die meiste Zeit im Wald und kannte bald jeden Schleichweg. Bei der 'Nassen Platte' gab es fleischfressende Pflanzen, auf einem

felsigen Vorsprung blühte Türkenbund und bei der Seminarwiese wilder Flieder, doch am liebsten waren mir die Leberblümchen.



*Chur ca. 1948, Luftaufnahme,
Verlag Gredinger, Chur*

Ich habe einen guten Schutzengel. Einmal stand ich unentschlossen vor dem Haus und überlegte, was ich unternehmen könnte. Plötzlich hatte ich ein seltsames Gefühl und trat ohne weiteren Grund einen Schritt zur Seite. Genau zur richtigen Zeit! Ein grosser, mit einer Fichte bepflanzter Blumentopf fiel vom Balkon der Dachwohnung herunter und zerschellte genau an der Stelle, die ich verlassen hatte. Etwas weniger glimpflich verlief ein Spaziergang in Arosa. Ich wollte am Wegrand

eine Blume pflücken, beugte mich vor und zog daran, doch sie sass fest im Boden. Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte mit dem Kopf voran auf eine Steinplatte. Mama brachte mich blutüberströmt zum nächsten Arzt, der mich zusammenflickte. Auch von diesem Unfall habe ich keinen Dachschaten davongetragen.

In der Lauda wohnten drei ältere Knaben, die bald wegzogen, und vier jüngere Mädchen und im Nachbarhaus gleich nochmals vier Mädchen. So lernte ich Hüpf- und Ballspiele, dafür mussten die Mädchen Indianer spielen. Lange hatte ich kaum Kontakt mit anderen Jungen, ausser mit meinem Bruder Corsin. Wir verbrachten ganze Tage im Wald und beobachteten Siebenschläfer, Rehe, Weinbergschnecken, Blindschleichen, Vögel, Eidechsen, Alpensalamander, Kröten, Hornissen und Ameisenlöwen. Corsin sah einmal eine Eule und konnte sogar zusehen, wie ein Sperber einen kleinen Vogel rupfte und verschlang, und ich beneidete ihn darum.

Auf einigen Bäumen bauten wir Burgen, kleine Plattformen mit Sitzen, die wir auch gegen Eindringlinge zu verteidigen suchten. Ein solches Zusammentreffen wäre beinahe fatal ausgegangen. Ich sass in der Burg 2, und als ein Knabe daherkam, sagte ich ihm, er soll verschwinden. Ganz abgesehen davon, dass er grösser war als ich, war er auch bewaffnet. Er nahm seine Schleuder und schoss mir einen Stein auf die Stirn. Mir wurde schwarz vor den Augen und ich fiel. Nach ein paar Metern muss ich wieder zu mir gekommen sein, konnte einen Ast fassen und mich

vor dem Absturz retten. Der Schütze war noch mehr erschrocken als ich, entschuldigte sich ausgiebig und räumte freiwillig das Feld. Sonst ist im Wald nie etwas Schwerwiegendes vorgefallen, obwohl ich manchmal von einem Baum in den nächsten hinüberkletterte, oder mich in ein Wespennest setzte.

Manchmal verbrachten wir kurze Ferien in Disentis bei Tata, Mamas Pflegemutter. Mama war als Nina Theus in Ems geboren. Als ihre Mutter früh starb, wurde sie von einem Onkel in Disentis aufgenommen. Condrau war Mistral der Desertina, Besitzer der Stampa und Herausgeber der Gasetta Romontscha. Tata war in Frankreich aufgewachsen, wo ihre Eltern ein Pensionat für bessere Töchter in einem Schloss führten. Als sie nach Disentis heiratete, nahm sie Mobiliar mit, darunter eine Louis XV Gruppe, die Mama erbe und ihr Leben lang darinsass, obwohl sie nicht sehr bequem war. Tata war im Herzen Französin geblieben, was sich unter anderem daran zeigte, dass wir Kinder nach Belieben Senf essen durften. Meine liebste Erinnerung an Disentis ist das Geläut der Schellen und das Meckern der Ziegen, die am frühen Morgen durchs Dorf getrieben wurden. Eine Attraktion für mich war der Rappe, der die Kutsche des Hotels Disentiserhof zum Bahnhof brachte und jeweils durchbrannte, wenn ein Stück Papier auf der Strasse lag.

Gelegentlich machten vornehme Damen ihre Aufwartung bei Tata. Während des Exils in der Schweiz hatten Kaiser Karl und Kaiserin Zita die Sommer in

Disentis verbracht, und ihre Besucher machten jeweils auch beim Mistral ihre Aufwartung und hielten danach über Jahrzehnte daran fest. Mama war stolz darauf, in ihrer Jugend mit den jungen Habsburgern gespielt und von der Kaiserin eine Halskette geschenkt erhalten zu haben. Umso entsetzter war sie, als ich die Besucherinnen als Frau Sowieso ansprach und die Adelstitel konsequent wegliess. Weniger keck war ich, wenn uns die alte Haushälterin Alexandra vor dem Schlafengehen Geistergeschichten erzählte. Einmal bin ich danach zu meinem Bruder ins Bett gekrochen.

Mitten in mein unbeschwertes Dasein platzte der Tag, an dem ich mich für die Schule einschreiben musste. Ich konnte bereits lesen und ein wenig rechnen und sah nicht ein, weshalb ich zur Schule gehen sollte. So versteckte ich mich im Wald. Papa kam früher heim, um mich zum bischöflichen Hof zu begleiten, wo die Einschreibung für die Hofschule stattfand. Er suchte mich lange vergebens, doch als in seiner Stimme ein zorniger Unterton mitschwang, kroch ich aus meinem Versteck und wurde schnurstracks zum Henker geführt. Wir trafen noch rechtzeitig im Büro ein und wurden von einer Ordensschwester begrüsst, die zwar freundlich tat, mich aber trotzdem zur Schule einschrieb. Silvia, eine Leidensgenossin von damals hat mir kürzlich erzählt, dass wir am ersten Schultag weinend vor der Tür standen und erst auf dringende Aufforderung hin, Hand in Hand ins Schulhaus gingen.

Mein Vorbehalt gegenüber der Schule sollte sich als berechtigt erweisen. Zumindest im ersten Schuljahr langweilte ich mich furchtbar. Zu allem Unheil wurde der Schulbeginn in Graubünden in diesem Jahr vom Frühjahr in den Herbst verschoben. Mein erstes Schuljahr dauerte deshalb ein paar Monate länger als gewöhnlich, glücklicherweise nur auf dem Papier, denn im selben Jahr fand das eidgenössische Schützenfest in Chur statt, und viele ältere Schüler wurden als Zeiger und Warner aufgebeten. Unter diesem Vorwand wurden die Sommerferien von den üblichen neun Wochen auf etwas wie drei oder vier Monate ausgedehnt. Ich glaube, ich habe nur zwei Wochen erste Klasse zu viel abgesehen.

Abends durften wir schon als Erstklässler im Nachbargarten mit Sabina, Brigitte und Käthi bis zehn Uhr Versteck spielen. Lehrer Held, der oberhalb an unserer Strasse wohnte, bemerkte zu Papa, es wäre verboten, dass Kinder so spät in der Nacht draussen seien. Papa erwiderte, dass wir in einem Privatgarten spielten und dies im Prinzip niemanden etwas angehe.

Ich war etwa acht Jahre alt, als ich das erste Mal auf den Brettern stand, die die Welt bedeuten. Das heisst, ich stand nicht, sondern lag darauf. An einem weihnächtlichen Elternabend führten die Pfadfinder unter anderem ein Krippenspiel auf. Als kleiner Knirps durfte ich bei den Proben dabei sein, und der Regisseur fand, mein blonder Lockenkopf würde sich in der Krippe hübsch ausnehmen. Ich war etwas beleidigt, nahm die Rolle des kleinen Jesus

aber an, weil ich dadurch am Abend dabei sein konnte. So lag ich in der Krippe, und für die Zuschauer war nur mein Haar zu sehen. Als mein Bruder auf mich zutrat und mir ein Wiegenlied sang, bewegte ich den Kopf. Eine Frau im Publikum schrie überrascht auf: «Jesses, es ist ja lebendig.» Der Clou des Abends war eine Nummer von Yankee, der im Alleingang eine Messe zelebrierte, als Priester mit schöner Stimme, nur etwas falsch, das Kyrie sang, sich als Messediener den Hintern kratzte, als fromme Nonne ekstatisch betete und als Organist mit grossen Gesten und lautem 'Di Du Di Bromm' eine Fuge hervorzauberte und zum Schluss den priesterlichen Segen erteilte. Selbst der Bischof krümmte sich vor Lachen.

Eine aktivere Rolle spielte ich beim Puppentheater. Aus Papierschnitzeln und Fischkleister fertigten wir Köpfe an, und die Tanten nähten schöne Kleider dazu. Kasperli mit Zipfelmütze, Grossmutter mit rotem, samtenem Rock und Spitzenkragen, Hexe, Räuber, König, Prinzessin, Teufel und sogar eine Riesenschlange aus echtem, von meinem Cousin gestiftetem Python Leder bildeten das Ensemble. Corsin und ich improvisierten frei und amüsierten uns auch ohne Zuschauer. Einmal durften wir am Schulfest in einer Turnhalle voller Kinder spielen. Daneben fand auch ein Ballonwettbewerb statt. Beim herrschenden Föhn schaffte es der Gewinner bis nach Tschechien. Mein Ballon wurde von einem Langläufer im Schwarzwald gefunden. Das bedeutete den zweiten Rang. Als ich aus den Preisen etwas auswählen durfte, wählte ich anstelle eines Spielzeugs

einen Cachepot für Mama aus. Ich habe es bis heute nicht fertiggebracht, ihn zu entsorgen.

Wenn unsere zwei Cousinen auf Papas Seite von Bern zu Besuch kamen, waren sie begeisterte Zuschauer beim Puppenspiel und spielten auch gern selbst. Bei einer dieser Gelegenheiten holte sie ihr Onkel Oskar, bei dem sie jeweils die Ferien verbrachten, bei uns ab. Claudia und ich gaben ihm eine improvisierte Aufführung. In einer Szene führte Claudia mit einer Hand die Prinzessin, brachte mit der anderen Hand die Hexe ins Spiel und liess die Prinzessin entsetzt ausrufen: «D'Hudere die Häx!» Der Onkel Doktor wurde rot über beide Ohren, denn die Genannte war seine Praxisgehilfin, die eifrig versuchte, ihn zu umgarnen. Wie dem auch sei, einige Monate später heiratete der Onkel die andere Assistentin, die Claudia gefiel.

Ab der vierten Klasse wurde der Unterricht interessanter und abgesehen von meiner krakeligen Schrift war ich ein guter Schüler. In der sechsten Klasse hatte ich ein Zeugnis mit lauter Sechsen, weil Lehrer Held die Note für das Schönschreiben ausgelassen hatte. Wenn ich Biografien lese von Leuten, die auch nicht älter sind als ich, wundere ich mich über Schilderungen von Lehrern mit Haselstöcken und Linealen, die Ohrfeigen austeilen und Hintern versohlen. Bei uns waren solche Missgriffe selten. Nur eine frustrierte Schwester, die ihrem Namen «Augusta», die Erhabene, nicht gerecht wurde, teilte öfter eine Tatzte aus. Wie ich später von einem Betroffenen

erfuhr, geschah dies in seinem Fall auf Geheiss seiner Mutter.

Die erzieherische Zurückhaltung war wohl auch darauf zurückzuführen, dass die Reaktion der Eltern heftig ausfallen konnte. Nachdem sein Sohn eine Ohrfeige eingefangen hatte, verkündete der Vater dem Lehrer vor der ganzen Klasse, das nächste Mal sei er es, der verprügelt werde. Hugo, einer meiner Mitschüler und einiges älter als wir, wusste sich selbst zu wehren. Als er eines Tages faul und lässig auf seinem Stuhl sass, forderte ihn der Lehrer auf, sich anständig hinzusetzen, doch er rührte sich nicht. Das riss ihn Maissen vom Stuhl und holte zu einer Ohrfeige aus, war aber zu langsam. Hugo verpasste ihm einen knallenden Kinnhaken und verliess das Lokal, während der Lehrer benommen dastand. Später sprach sich herum, Hugo solle von der Schule ausgeschlossen werden. Einige Eltern, auch Papa, schalteten sich ein, und die ganze Sache verlief im Sand.

Hugo war auch ein Schutzengel für mich. Manchmal gab es Scharmützel zwischen Schülern der verschiedenen Schulen. Solange wir an der Halde wohnten, ging ich nur selten in die Stadt und kannte die Animositäten zwischen den Schülern der verschiedenen Schulen nicht. So bummelte ich ahnungslos durch die Stadt, als vier Altersgenossen auf mich zukamen und drohend fragten, ob ich ein Hofschüler sei. Bevor ich antworten konnte, stoben sie auseinander und rannten fort. Ich drehte mich um, um zu sehen, ob zufällig ein Lehrer oder Polizist aufgetaucht

sei, doch da stand nur Hugo lässig an eine Mauer gelehnt und sagte, dass ich immer auf ihn zählen könne.

Einmal wurde ich in der Stadt von einem älteren Knaben abgefasst, der mir eine Tracht Prügel versprach, weil ich sein Velo gestohlen und beschädigt hätte. Ich versicherte ihm, dass ich keine Ahnung hätte, wovon er redete. Darauf fragte er mich, ob ich Gregor heisse, was ich verneinte. Er war erstaunt über die Ähnlichkeit und liess mich gehen. Wie sehr ich Gregor, den ich nicht kannte, ähnlichsah, zeigte sich beim Maiensäss Umzug. Nach dem Ausflug zogen jeweils die Mädchen mit Blumenkränzen und die Buben mit grünen Ruten durch die Strassen. Plötzlich trat eine Frau zu mir, umarmte mich, und als ich zurückwich, stellte sie erstaunt fest, dass ich nicht ihr Sohn Gregor war.

Auch den bekannten Churer Originalen bin ich begegnet. Dem 'Erdbeer-Ingenieur' sagte man nach, er stehle Pflanzen aus fremden Gärten und verkaufe sie beim Nachbarn weiter. Wenn er gehänselt wurde, verfolgte er die Rangen zornentbrannt, doch wenn ich ihm im Wald traf, nahm er meinen Gruss freundlich ab. Der Organist Imhof, ein ewig in Schwarz gekleideter, hoch aufgeschossener Mann, wanderte scheinbar ziellos in der Stadt umher. Einmal sah ich, wie er beim Martinsbrunnen stehen blieb. Mit seinem langen Mantel über dem rechten Arm beugte er sich seitlich zur Brunnenröhre, um zu trinken und tauchte dabei den Mantel tief ins Wasser. Dann stelzte er eine lange Spur von Wassertropfen hinter sich lassend weiter.

Mama liess Messer oder Scheren von einem fahrenden Jenischen schleifen Einmal war kurz zuvor ein Konkurrent vorbeigekommen, und unser Mann erkundigte sich, wie dieser ausgesehen habe, und als Mama sagte, er habe ein rotes Hemd getragen, war die Sache klar: «Aha, dann war es der Zablonier, der in mein Revier eingedrungen ist. Den bringe ich um.»

Im Gegensatz zu Corsin, der gut Klavier spielte, war ich musikalisch wenig begabt, aber die Eltern fanden, es gehöre dazu, dass man ein Instrument erlerne. Da Papa früher Geige gespielt hatte und eine gute Violine eines Berner Meisters besass, fiel die Wahl schliesslich auf dieses Instrument. Ich übte wenig, und wenn ich Corsin begleiten durfte, bewunderte ich mehr seine Geduld als das musikalische Ergebnis. Dafür sang ich gern und machte beim jugendlichen Chor des Hofs mit. Eines Tages kam der Musiklehrer des Priesterseminars vorbei und lud Jürg, der Alt sang, und mich mit meiner Sopranstimme ein, die Ostermette in der Kathedrale zu singen. Wir verbrachten manche Stunde damit, die alten Choräle zu üben, und ich habe nie so viel Kuchen und Schokolade während der Fastenzeit gegessen wie im Priesterseminar. In der Ostermette füllten wir mit unseren feinen Stimmen die Kathedrale, die scheinbar über eine ausgezeichnete Akustik verfügt. Der Bischof bedankte sich bei uns, und dem Dekan des Priesterseminars gefiel unser Gesang derart, dass er uns bat, an seinem Abschiedsfest die Psalmen nochmals vorzutragen. Sonst war meine

Teilnahme an religiösen Aktivitäten beschränkt. In der bischöflichen Hofschule wurden auch Ministranten für den Gottesdienst gesucht, doch mein reformierter Vater war für mich eine hinreichende Entschuldigung, mich nicht zu melden.

Mein bester Freund war Max. Anfänglich spielten wir mit seiner elektrischen Eisenbahn, später lieber Pingpong, oder machten Streiche, zündeten ein Feuer im Fussrechen des Hauses an oder stopften Zündholzköpfe in hohle Schlüssel, steckten einen Nagel hinein und brachten die Ladung zum Explodieren. Wir waren auch bei den Wölfen und später bei den Pfadfindern zusammen. Mit Max oder vielmehr unter Anleitung seiner Mutter absolvierte ich meine ersten Skiübungen in Flims.



Mit Max auf dem Maiensäss

Nach den Besuchen bei Max holte ich Papa von der Arbeit ab. Einmal bewunderte ich in der Eingangshalle des Grauen Hauses ein Modell geplanter Lawinenverbauungen an der Parsenn. Da kam Regierungsrat Bärtsch dazu und erklärte mir das Projekt. Er war bekannt dafür, dass er Knoblauch kaute und die Pfeife nicht einmal bei einer Militärparade aus dem Mund nahm. Zu Hause fragte mich Mama, weshalb ich so seltsam rieche.

Die meiste Zeit verbrachte ich immer noch im Wald und fing an, Tiere zu sammeln. Zuerst hielt ich Weinbergschnecken und als grosse Errungenschaft kam eine Blindschleiche dazu. Da ich nicht wusste, ob sie die angebotene Nahrung annahm, setzte ich sie nach ein paar Tagen wieder frei. Eine Geburtshelferkröte, die Eier am Hinterleib herumtrug, liess ich unbehelligt. An einem schwülen Tag fing ich eine Schlingnatter, die mich biss, doch ich wusste, dass bei uns Schlangen mit glatten Schuppen nicht giftig sind, und regte mich nicht auf. Während der Mittelschule ging ich an freien Nachmittagen oft auf Schlangenjagd, und brachte die Tiere meinem späteren Biologielehrer Steinmann, der sie in der Schule vorzeigte. Danach setzte ich die Tiere wieder frei. Zu meinem Vortrag über einheimische Schlangen im Terrarien Klub brachte ich eine Schlingnatter und eine Ringelnatter mit. Während ich die Ringelnatter vorzeigte, wand sie sich um meine Finger und häutete sich.

Eines Morgens lag mehr als ein Meter Neuschnee in Chur, und die Schule fiel aus. Sobald der Schneepflug das

Gröbste weggeräumt hatte, gingen wir Schlitteln. Die Kantonsstrassen zur Lenzerheide und nach Arosa wurden noch nicht schwarz gereinigt, und nur bei Eisglätte wurde ein wenig Kies gestreut, der uns aber nicht störte. Vor allem abends wanderten Scharen von Mädchen und Buben nach Maladers oder Malix und genossen danach die mehrere Kilometer lange Abfahrt in die Stadt. Ich konnte auch von unserem Haus bis zum Eingang des Schulhauses schlitteln. Nach dem Mittagessen ging ich oft zum Brandacker, oder wenigstens zum Häxahüsli hinauf, um die Fahrt zu verlängern. Eines Tages, als ich eben umkehrte und mich auf den Schlitten setzte, kam Bischof Caminada auf seinem Spaziergang vorbei und fragte, ob er mitfahren dürfe. Ich zögerte. Mein Untersatz war ein alter Berner Schlitten, den schon Papa als Kind benutzt hatte. So sagte ich dem Geistlichen, er würde besser nicht auf dieses morsche Gefährt sitzen und liess ihn stehen. Unterwegs holte ich von zu Hause meine Schulsachen, und als ich den alten Herrn wieder überholte, brach der Schlitten entzwei, und ich sass vor ihm auf der Strasse. Caminada nickte mir lächelnd zu: «Danke, dass du mich nicht mitgenommen hast».

Bäuchlings Vorspann fahren, Böbbla, wie wir sagten, wobei einer vorfährt und mit den Füßen einen zweiten Schlitten nachzieht, waren verboten und vielleicht gerade deshalb beliebt. Mein Schulkamerad Marco fuhr bäuchlings die Hofstrasse hinunter, sah sich kurz nach mir um und rammte in vollem Tempo die Knie eines Stadtpolizisten. Der

schwere Mann plumpste auf Marcos Rücken, und das Gefährt landete in der Mauer. Der Polizist rappelte sich hoch, knurrte den Buben an, ob er keine Augen im Kopf habe, und liess es damit bewenden.

Corsin und ich bauten einen Bob mit Schlittschuhen als Kufen, Steuerknüppel, und eher untauglichen Bremsen. Das Gefährt war breit, und wir konnten nebeneinandersitzen. Glücklicherweise hat kein Polizist unser Konstrukt zu Gesicht bekommen. Wir bewältigten damit einige Male die 5 km lange Fahrt von Maladers bis zu unserem Haus, wechselten dann aber zu den gewöhnlichen Schlitten zurück. Ein Bursche in unserem Haus besass einen echten Skeleton, mit dem er unter einen Lastwagen geriet, doch mit seinem flachen Untersatz kam er unbeschadet darunter durch. Ich sehe noch jetzt, wie der Chauffeur aus der Kabine sprang und ratlos war, als er weder Schlitten noch Unfallopfer vorfand.

Obwohl noch wenige Autos unterwegs waren und wir uns mit lauten Oho Rufen warnten, wenn eines auftauchte, kam es immer wieder zu tödlichen Unfällen. Das hielt aber die wenigsten davon ab, Schlitteln zu gehen. Ich hatte zweimal Glück. In einer Kurve prallte ich in das Vorderrad eines Postautos, wurde zurückgeworfen, fasste meinen Schlitten und rannte weg, bevor der Chauffeur schimpfen konnte. Ein anderes Mal fuhr ich die Planaterra hinunter, als ich durch das übliche Johlen gewarnt wurde, dass ein Auto entgegenkam. Ich fuhr zum rechten Rand der Strasse, wo die Unterlage vereist war, verlor in der Kurve vor dem

Chemiegebäude die Kontrolle und prallte in hohem Tempo mit dem Kopf in den achteckigen Steinsockel des Eingangs. Mit einer leichten Hirnerschütterung, die mir einen schulfreien Tag verschaffte, und einem englischen Verband von meinem Onkel verlief die Sache glimpflich.



Primarklasse auf der Lenzerheide

So angenehm Skifahren und Schlitteln waren, dienten sie jedoch vor allem dazu, den Winter zu überstehen. Ich bevorzuge den Sommer. Für mich war es einer der schönsten Tage des Jahres, wenn im Januar oder Februar der erste Föhn aufkam und warm durch die gespreizten Finger lief

Doppelleben

In meiner Jugend führte ich ein Doppelleben. Ich verbrachte mehrere Wochen und manchmal Monate bei Onkel Georg und Tante Ida in Ems. Tante Lena, meine Patin, führte den Haushalt und liebte Katzen. Die ersten Tiere, an die ich mich erinnere, waren zwei mächtige Kater, Felix und Hiddigeigei. Als eine weisse Angorakatze in unserem Haus in Chur Junge bekam, durfte ich eines mitnehmen und brachte es nach Ems. Der Erfolg war durchschlagend. Das Tier wurde von vielen bewundert. Ich weiss nicht, ob mein Onkel ein Männchen anderswo besorgt hat, oder ob ich später ein zweites Jungtier mitbrachte. Jedenfalls pflanzte sich die Rasse eifrig fort, und nach ein paar Jahren streunten im halben Dorf solch noble Katzen herum.



Doktorhaus in Domat Ems mit Sogn Pieder und Sogn Antoni

Das Doktorhaus stand am Abhang der Tuma Casté, auf der früher die Herren von Ems gewohnt hatten. Vom Schloss war nichts übrig geblieben ausser spärlichen Mauerresten, die in der Kiesgrube im nördlichen Teil des Hügels zum Vorschein gekommen waren. Hinter dem Haus befand sich die Kapelle Sogn Pieder und auf dem Hügel Sogn Antoni. Am trockenen Südhang neben der Kapelle blühten im Frühjahr die 'Flurs da Cocles', dunkelblaue Berganemonen, die früher zum Färben der Ostereier verwendet wurden.

Onkel Georg war Bezirksarzt in Ems und betreute auch die polnischen Internierten. Im Lager in Tamins durfte ich auf einem Maultier ein paar Schritte reiten. Die Polen zeigten mir, wie sie eine aus Papier geschnittene Blume auf ein Laubblatt legten und mit einer Bürste darauf klopften, bis im ungeschützten Teil nur das feine Venennetz übrigblieb. Darin hing unversehrt eine Blume.



Mit Corsin im Lager der polnischen Internierten

In Ems verbrachte ich die meiste Zeit mit Alois vom Nachbarhaus. Wir bauten eine Hütte auf der Tuma Casté, beobachteten Frösche in der Lehmgrube der Ziegelei und weilten oft in den Feldern und Wiesen oberhalb des Dorfs, auf den verschiedenen Hügeln und am Rhein. Unser Begleiter war Barri, ein schwarzer Sennenhund mit weissem Fleck auf der Brust. Er sorgte dafür, dass unsere Hütte nicht von anderen Knaben besetzt wurde. Ich war tagelang mit Barri zusammen und lernte, mit Hunden umzugehen. Danach verstand ich mich gut mit ihnen, und sie hatten auch nichts gegen mich. Tante Ida und Mama besuchten eine Cousine, Ordensschwester am Spital in Ilanz. Sie befand sich im Obstgarten, und als wir den Weg dorthin hinaufstiegen, kam ein Wolfshund zähnefletschend, mit angelegten Ohren auf uns zu. Da ich voranging, erreichte er mich als Ersten, blieb stehen, legte den Kopf an meine Brust und liess sich kraulen. Die Nonne kam mit wehenden Schleiern angerannt und schrie, ich solle den Hund nicht anfassen, er habe am Morgen die Schwester, die ihn täglich fütterte, gebissen und schwer verletzt.

Ein besonderes Ereignis für Alois und mich war, mit dem Leiterwagen Abfälle auf die Deponie im Vial zu bringen und in der Schuttablage nach Schätzen zu suchen. Tante Lena unterhielt einen Gemüsegarten in Barnaus, und wir halfen ihr oft bei der Arbeit. Als ich dort einmal ein Rüebli aus dem Boden zog, ermahnte mich ein vorbeikommender Bauer, ich dürfe nicht stehlen. Ich rechtfertigte mich mit der etwas gewagten Aussage: «Wenn man etwas nimmt,

von dem man weiss, wem es gehört, ist es nicht gestohlen.»
Vor so viel griechischer Weisheit gab sich der Bauer
geschlagen.

Die Fasnacht in Ems war geprägt von den 'Bagorda paura', furchteinflössenden Maskengestalten, deren Larven von Natè, einem lokalen Künstler geschnitzt wurden. Heute kann man einige seiner Werke im Rietberg Museum bewundern. Die 'Angstmacher' trugen mit Stroh gestopfte Übergewänder, tollten in den Strassen herum, schlugen mit Schweinsblasen auf Leute ein, bevorzugt junge Frauen, oder beschmierten ihr Gesicht mit schwarzem Fett. Als Kleiner fürchtete ich mich vor diesen finsternen Gestalten. Ich fühlte mich fehl am Platz, als ich in einem noblen Kostüm, das die Tanten genäht hatten, als russischer Prinz im Dorf herumstand.



Der russische Prinz

Die Dorfjungen sah ich meistens nur von hinten, wenn sie vor Barri flohen. Etwas gemächlicher trafen wir uns in der Fastenzeit, wenn die Glocken schwiegen. Dann kamen sie mit Rätschen zur Kapelle Sogn Pieder, um mit schnarrendem Geräusch Anfang und Ende der Messe anzukünden. Hinter der Kapelle rauchten Alois und ich manchmal 'Nielen', getrocknete Stiele der Waldrebe. Mein Cousin Stefan, lebte in der afrikanischen Goldküste und bei seinen Besuchen in der Schweiz wohnte er jeweils bei Onkel und Tanten. Von ihm bekam ich manchmal eine Players Navy Cut Zigarette und selten einmal liess er mich von seinem Whiskey kosten. Damit nicht genug, mein Onkel schenkte mir, als ich etwa acht war, ein ganzes Päckchen Zigaretten, das Alois und ich hinter der Kapelle in einem Nachmittag aufrauchten. Der Onkel Doktor amüsierte sich köstlich, als ich ihm dies beichtete. Immerhin fing ich erst sieben Jahre später an, regelmässig zu rauchen.

Oft blieb ich zu Hause und las Bücher, am liebsten von Karl Mai dabei erfuhr ich viel über fremde Länder. Auch wenn der Autor nie selbst an den Schauplätzen weilte, hatte er sorgfältig recherchiert. Später wunderten sich manche Freunde in Ägypten, dass ich so viel über Land, Leute und islamische Sitten wusste. Nur selten hatten sie eine Korrektur anzubringen. An einem Nachmittag naschte ich beim Lesen in vier Stunden eine ganze Kurpackung Nestrovit. Auch dies hat mir nicht geschadet.



Mama und Tante Ida mit modischen Hüten

An Festtagen fuhren wir oft nach Ems zur Prozession und der Parade der Cumpania da mats. Corsin und ich gingen gerne zur Vesper, in der alte, von den Gegenreformatoren eingeführte Lieder gesungen wurden. Trotz der vielen zugezogenen Arbeiter der Emser Werke war Ems ein stockkatholisches Dorf geblieben. Manchmal kamen Frauen auf einen Schwatz zu den Tanten. Einmal durchleuchtete eine der Besucherinnen eine der Familien im Dorf und kam zum Schluss, dass man von denen nichts anderes erwarten dürfe, die seien erst bei der Reformation zugezogen und keine richtige Emser. In Graubünden wurde in den Gemeinden abgestimmt, welche Konfession gelten sollte, und die Minderheit fügte sich oder zog in ein Nachbardorf.